Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 8

Artikel: Dichtung und Dichter Heute
Autor: Lehmann, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DICHTUNG UND DICHTER HEUTE

Von Wilhelm Lehmann

Den späten Zivilisationsmenschen verdirbt so viel Kulturgeschwätz, Propaganda, Zu- und Anmutung, daß er fast nichts mehr, weder ein Produkt der Natur noch ein Gebilde der Kunst, vielleicht am ehesten noch eine Musik als die körperlos-körperlichste der Künste, rein aufnimmt.

Nach einer gelungenen Aufführung, die eine Fülle konzentrierter Individuen im Bei- und Gegeneinander auf die Bühne spielte, so daß vor lauter Gestalt kein Raum für irgendeine gangbare Problematik blieb, klagen in dem Tram auf der Heimfahrt junge Leute über dieses Fehlen an Problematik.

Nun ist reines Empfangen gesammelten Wesens von je selten. Heute verschwindet es fast vor lauter «Problematik». Das Durchschnittskind schon zeichnet, was es weiß, nicht, was es sieht, und der Maler Braque sagt, nach dem zwanzigsten Jahr sehe der Durchschnittsmensch überhaupt nicht mehr, sondern denke bloß, daß er sehe. Ein Kind kann sich an Versen als rhythmischen Ordnungen freuen. Der Erwachsene schämt sich gedankenloser Hinnahme, und ist er gewitzt und ein Essayist, philosophiert er mir nichts dir nichts das Gedicht als solches aus der Welt heraus. Es dürfe in unserm durchdachten Bezirk gar nicht vorkommen, erklärt eine «angeblich junge Generation, die in jeder ihrer Regungen unerträglich viel erwachsener ist, als je die Eltern es waren ... verbissen autoritär und unerschütterlich» (Th. W. Adorno). Da es solchen jungen Leuten versagt ist, aus Gegebenem etwas zu *machen,* verlegen sie sich als dogmatisierende Snobs auf das Kategorisieren und behaupten etwa, die und die Gedichtart sei heute verboten, veraltet, bedeute eine Sackgasse, ahnungslos, daß jedes Thema, jede Form allezeit da ist, seines und ihres Täters gewärtig. Die Natur rächt sich allerdings, indem sie immer wieder poetische Versuche aussät. Mit Grund verschmäht man verlogenen «Volkston» und den Leerlauf der «glatten Fügung»: «Verschlafen träumt im Schilf der Weiher, / Ein müder Vogel fliegt zum Bruch»; dergleichen ruft zornige Apostrophe an den Blechschmied hervor: «Du watest durch die Tusche gezuckerter Landschaft, / Deine Leier

schwingt nicht die Melodie des Aufruhrs»; aber wenn der Revolutionär sich doch einmal naturselig gebärdet, greift er auf «Waldmeisters Brautfahrt», von Paul Klee auf Ernst Kreidolf zurück: «Weißer Rittersporn, die kleine Dame in des Ballkleids jugendlicher Blust, / Jedes Kräutlein nennt sich ‚Nam' bei Name, / Milchgeschwister meiner Morgenlust.» Früh wird den Jungen ein Gegensatz von «littérature engagée» und «littérature pure» eingeschärft; so halten sie sich lieber vorn bei den neuesten Nachrichten auf und zäumen ein paar Schlagzeilen der Zeitung rhetorisch auf. Solches Experimentieren ist verständlich: das Brackwasser überkommener Lyrik riecht faulig, die Auflehnung gegen ödes Reimspiel treibt zu freien Versen, die nicht nur untereinander gesetzte Prosaperioden von gehobenem Ton zu bleiben brauchten. Idyllik gibt es nicht mehr. Man will neu anfangen. Ungeheures, wie Gethsemane, Auschwitz, Stalingrad, Hiroshima, Korea, ein paar Zeilen anzuvertrauen, bedarf es des Genies und seiner Geduld; aber poetische Fixigkeit hilft über solche Bedenken hinweg. Die gewöhnliche Publizistik macht es vor: sie läßt keine Dinge mehr austragen, wir haben den allgemeinen Abortus der Ereignisse. Schnell herbeigerafftes Pseudowissen genügt, Rezensent zu werden. Natureindruck wird als Theaterkulisse eingebaut, man bläht sich welthistorisch auf, nimmt keinen geringeren Bissen als die Welt in den Mund und verschluckt sich dabei. Es braucht in der Tat Erfahrung, um zu merken, daß man eines Ganzen nur teilhaftig wird, wenn man eines Teiles sich bemächtigt, daß das All nur als ein Etwas sich beschwören läßt und Gott und die Welt nur auf den Zuruf geheim bestimmter, sorgsam geplanter Silben erscheinen. So meinte es W. B. Yeats: «How small a fragment of our own nature can be brought to perfect expression, nor that even but with great toil, in a much divided civilization.» Es ergreift, daß, theoretischer Widerlegung zum Trotz, das Gedicht, empfindlichstes und zugleich widerstandsfähigstes Gebilde der Kunst, verlockendes Ziel bleibt. Scheinen doch viele kluge Leute, gute Erzähler, gewandte Romanciers, gescheite Essayisten es für ihre Pflicht zu halten, auch Gedichte zu veröffentlichen, korrekte, honette, in denen allerdings nichts geschieht; und man erinnert sich des Goetheschen Spruchs: «Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein. Null, weil sie keinen Gehalt haben; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt» (mögen diese Muster George, Rilke oder Eliot heißen). Auch Schillers Distichon bleibt zitierenswert: «Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?»

Eine geheime Gesetzlichkeit beherrscht das älteste wie das modernste Gedicht. Es verwundert nicht, wie gut die Klassik die Schwierigkeit der Kunst kennt. Heute muß ein Bild von Renoir soziologisch verstanden werden; es bloß zu betrachten, wird als Einfalt getadelt, das Wunder des Impressionismus als Gedankenlosigkeit abgetan. Man weiß nicht mehr, daß das Eigentliche sich nicht auf Begriffe abziehen läßt, daß man sich nicht in Flaschenetiketten betrinken kann, sondern nur im Wein. Die Klassik wußte, daß alle Kunst einen sinnlichen Leib hat und daß Anschauung unsere kostbarste Fähigkeit ist.

Die Gallerte des ständig auseinanderfließenden Innern in den Körper des Wortes zu retten, macht die Arbeit des Dichters aus, den Menschen als ein Ganzes wiederherzustellen seine Aufgabe. Die Dichtung hilft dem Menschen, seine Gesamtnatur beisammenzuhaben, ihn aus der bloßen Existenz zum Sein zu klären. Denn wir sind immer nur entzweigerissener Augenblick, sind immer nur zu Bruchteilen vorhanden. Es sei mir erlaubt, zu wiederholen, was ich in den Darmstädter Gesprächen von 1950 äußerte: «Welches ist das Geschäft der Welt? Da zu sein. Welches ist das Geschäft der Dichtung? Ihr bei dieser Bemühung zu helfen.» Ein Gedicht ist ein Wagnis für den, der es schrieb, für den, der es aufnimmt. Es zu erfassen, verlangt so gut Talent, wie es zu verfassen. Ideen werden darin häufig durch Verlust an Wirklichkeit, die Wirklichkeit durch Verlust an Idee erkauft. Schiller behauptete, großartig simplifizierend: «Die alten Dichter rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; die neuen rühren uns durch Ideen.» Naiv und sentimentalisch sind Grenzbegriffe. Auch die moderne Dichtung kommt ohne reines Objekt nicht aus. Als gebietende, als unerbittliche Richterin wirkt auch heute noch in die Kultur die Natur herein. Und die Idee? Sie arbeitet im gelungenen Gedicht, wie die Blüte in Wurzel, Blättern und Stengel arbeitet. Ich zitiere ein Gedicht Oskar Loerkes:

An die Grundmächte

Es zählt vor euch nicht, daß ich Schmerzen leide.
Es schweigt die Weide, wenn man zur Flöte sie schneidet und schält.
Doch daß ich leide und nicht meutere,
Und was ich mir draus läutere,
Zum Zwiegespräch mit euch, es zählt.

Das Erstaunliche dieses Gedichts beruht auf der Vermählung des Absoluten mit dem Partikulären. «Grundmächte», schmeckt der Titel nicht nach eunuchischer Metaphysik? Der Gedanke, daß der Mensch, ein Nichts im All, am All teilhat, sich mit ihm bespricht, stolz und bescheiden zugleich — wenn man will ein Alltagsgedanke —; wie glüht er auf an der sicheren Gegenwart des Knaben, der aus einem Weidenzweig die Flöte schneidet! Wie ist solches Gedicht tätig! Beides, das Absolute, das Einzelne, ist zugleich vorhanden; eines nährt das andere in der Umschlingung: das Porträt der Welt ist getroffen.

«Es ist vielleicht die Idee der Ideen, daß wir letztlich nur das denken sollen oder können, was wir empfinden, und umgekehrt.» Solche Einhelligkeit ist nur in der Kunst zu verwirklichen. In Schillers bedeutendem Aufsatz «Ueber die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen» heißt es: «Denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können ... Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht und der Anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt.»

Das gültige Gedicht ergibt sich dem Hörer, der beide Fähigkeiten in sich entwickelt. Geschwunden ist hier der Unterschied zwischen Inhalt und Form. Das Bezeichnete geht auf in der Bezeichnung. Nichts wirkt schädlicher als das mittelmäßige Gedicht. Besser als ein mittelmäßiges ist ein schlechtes, indem nämlich das letztere wie ein Steinbruch die Rohmaterialien vorstreckt, während das erstere die Widerstände, denen entlang jedes Gebilde zu kämpfen hat, wegtäuscht. Im Mittelmäßigen bewegt kein zeugender, kein überzeugender Klang. Wir lassen es nur als Vorzustand, als poetischen Vorzustand gelten. Sonst nimmt es dem Eigentlichen den Lebensraum. Der schlimmste Feind ersteht der Dichtung im eigenen Lager als romantisierender Singsang, als geschwellte «Wanderer-unter-Sternen»-Rhetorik. Das wahre Gedicht ätzt die schwammigen Heimat- und Sonntagsgefühle weg und setzt an die Stelle des pseudopoetischen Ungefährs die Genauigkeit des Blicks, jeder Empfindung, des Tons, des Metrums, der Plastik, der schwebenden Exaktheit. Es lügt nicht. «Das Fräulein stand am Meere / Und seufzte schwer und bang. / Es rührt sie gar so sehre / Der Sonnenuntergang. / Mein Fräulein, sein Sie munter, / Das ist ein altes Stück. / Hier vorne geht sie unter / Und dort kommt sie zurück.» Der Spott traf die dumm, die wohlfeil gewordenen Ge-

fühle. Verniedlichung hat Sonnenuntergänge, Schwalben und Schwäne zu Attrappen erstarren lassen. Der Blick, der im Gesange Homers die Rinder die Schleppfüßigen nannte, lockt das Zersungene und Zerredete ins neu zu erschaffende Dasein zurück, mag das Augenpaar Clemens Brentano oder Oskar Loerke gehören. Alles wird uns geschenkt, nichts wird uns geschenkt. Jede Handbreit will erobert sein. Wir besitzen nur das, was wir machen. Daher: Poet. In einem Winkel unseres Wesens haust das Fräulein mit der sentimentalen Erbschaft der Sonnenuntergangsgefühle, heute schwärmt es für Rilke. Ohne solches Allerweltssubstrat würden auch frische Blumen nicht Wurzeln schlagen können.

Was verführt das Publikum zu einer Dichterlesung, einem Unternehmen, das ebenso zweifelhaft ist wie das Verlegen eines Bandes Gedichte? Rechnen wir diejenigen nicht, die ein durch die Zeitungen rotierender Name treibt, in lächerlicher Sorge, sie könnten den Anschluß an das Allerneueste verpassen: Will man niedliche Gefühle breitgetreten, will man religiöse Bedürfnisse befriedigt finden, oder will der Hörer, allein würdigen Sinnes, als ein erweiterter Autor, vorbehaltlos zu Abenteuern der Phantasie und des Klanges bereit, zu den Ufern frischer Empfindung vorstoßen? Gäbe es wie in der Musik und in der bildenden Kunst Schulen der Dichtung und wiese man mir eine Meisterklasse zu, welchen Test würde ich anwenden? Ich würde dem Meister Rilke eine lange Schonzeit gönnen und dem Neophyten zwei Verszeilen vorlegen: «Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer, / Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.» Erführe ich, daß der Lesende solchen Versen gegenüber die Fassung verliert, statt mich mit Psychologie und dergleichen schnellfertig anzufallen, antwortete er vollends auf meinen listigen Einwurf: «Ohne Wolken, ist das nicht sehr prosaisch?» — «Ja, sehr sachlich, aber wie poetisch», würde ich ihn umarmen, er sei mein Mann.

Denn die hohen Zeiten sind vorbei, in denen ein großer, gemeinsamer Glaube, mithin auch eine große Form unser Dasein überwölbten, also auch der Dichter eine bestimmte Position in einer geordneten Welt besaß, bestimmter Anlaß ihn festlich rief, er die Stimme aller war, da es gemeinsame Themen gab, da es auf Motive ankam und nicht auf Subjektivität. Heute sind wir auf diese angewiesen, in einer zerspellten, offenen Welt. Notgedrungen sind wir heute Individualisten. Es wirklich, kein «man» zu sein, dazu gehört Mut. «Individualismus als solcher hat nicht nur den größtmöglichen Abstand zwischen Poesie und Leben verursacht, sondern bedeutet ihn auch. Je typischer der Mensch ist, um so geringer wird dieser Abstand oder um so mehr hat sich die Ein-

bildungskraft des einzelnen in Maß, in Metrum, in Form umgesetzt» (Rudolf Kaßner).

Machen wir aus dieser unserer Not eine Tugend! Was unterscheidet ein gutes, kräftiges Gedicht von einem schlechten, rachitischen? Vom Eichamt kann man das Maß nicht holen. Ist es nicht gerade das Herrliche, daß das Maß in dem einzelnen beschlossen liegt, daß unser Urteil auf Gefahr gestellt ist, auf die Gefahr, uns gegen einen wahren Wert zu vergehen, einen falschen Wert Kurs gewinnen zu lassen? Wage deine innige Aufmerksamkeit und den Fleiß deines Herzens! Ziehe mit deinem Atem die Welt herein! Eine Voraussetzung muß gemacht werden: Ein Unmusikalischer wird schwerlich einer Darbietung neuer Musik beiwohnen. Gedicht ist Sprache, nichts sonst, wie Musik Klang ist, nichts sonst. Wen Sprache nicht trifft, der bleibt gedichttaub. Zitieren wir Gottfried Benn da, wo er mir recht zu haben scheint — ich würde es weniger pathetisch sagen: «Wir werden uns damit abfinden müssen, daß Worte eine latente Existenz besitzen, die auf entsprechend Eingestellte als Zauber wirkt und sie befähigt, diesen Zauber weiterzugeben. Dies scheint mir das letzte Mysterium zu sein, vor dem unser immer waches, durchanalysiertes, nur von gelegentlichen Trancen durchbrochenes Bewußtsein seine Grenze fühlt.»

Man erweist der Poesie den besten Dienst, wenn man ihre Schwierigkeit aufzeigt. Zu lange hat sie im Solde der lauen Gefühligkeit stehen müssen. Wirft man den Heutigen Kompliziertheit vor, müssen diejenigen, die nach Einfachheit rufen, bedenken, daß es für uns Spätgeborene nur eine Einfachheit gibt, die sich auf unsere Kompliziertheit gründet. Uebrigens offenbaren sich jene als einfach gepriesenen Gedichte bei genauer Betrachtung als höchst differenzierte Gebilde. Eine andere Art falscher Dichtung läßt sich als Requisitenpoesie bezeichnen. Sie ist der ausgefahrenen Geleise sicher und überläßt sich der Assoziationsschnelligkeit von «Fischerhütte», «Vom Abend umblaut», «Thymian», «Ewigkeit». Solche Gedichte leben von der Bequemlichkeit, der Somnolenz des Aufnehmenden. Der Mensch der schwachen Minute wünscht, sich bestätigt zu finden. Unzählige Beispiele solchen Schreibens fallen uns mit Zeitungsblättern, aber auch mit Bänden sowohl der Einfachheitsfanatiker wie der Revolutionäre in die Hand.

So schwer also ringen Dichter und Gedicht in unserer Zeit. Trotzdem. «Fast den ganzen Tag bin ich im Freien», sagt Goethe an einem schönen Herbsttag zu Eckermann, «und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe.» Der Journalist, dem

Tage verpflichtet, würde sich selbst aufheben, wenn er nicht bei solcher Reminiszenz ironisch ausriefe: «Welchem Dichter fiele es heute ein, Zwiegespräche mit einer Weinrebe zu führen?» Aber auch der Journalist weiß ein untägliches Leben und kennt, vielleicht nur in der Sehnsucht und gerade darum, den ins Zeitlose entrückten Augenblick. Kennte er ihn nicht, so blieben ihm die schönsten Gebilde der Weltliteratur verschlossen.

Ein gutes Gedicht befestigt uns im irdischen Dasein. Es stiftet eine tiefe Ordnung. Nicht nur dem Ohr, dem Auge, dem Tastsinn genehm, nimmt es auch Rücksicht auf die Empfindungen des Sprechenden: süß muß es auch im Munde sein. Daß es dem Ohr wohltue, gilt im Zeitalter des Rundfunks mehr denn je. Vielleicht wird ihm entsprechend das Bild in der Dichtung zurücktreten, der Klang sich bereichern. Es gibt Dichtungen, in denen das Wort nicht Fleisch geworden ist. Von hundert neu erscheinenden Gedichtbänden existieren neunundneunzig scheinbar. Die meisten Lyriker sind, nach einer Bemerkung Loerkes, «Sonntagsjäger. Sie schießen alles an, aber sie schießen nichts.» Die Dichtung ermöglicht uns, aufmerksam und ausdrücklich zu leben, mit Erfahrungen beladen wie von Anfang an da zu sein, der Schöpfung Genüge zu tun, ihr zu danken mit unserer Konstitution, mit einem Tage im Tage. Der Einsame ist überall zu Hause, sagt ein russisches Sprichwort. Der Sinn der Dichtung läßt sich dahin bestimmen, daß sie erzeugt, indem sie Gegenwart hervorbringt, mit Hilfe des Paradoxons als des Siegels der Wahrheit: ewige Gegenwart im Ueberall. Da alle Kunst Kraft ist, ist sie als solche Gegenwart, ob 1700 oder 1950, ob hier, ob dort. Entspringt das Werk einer Sehnsucht, sein Ziel ist Befreiung von ihr, wie es eine Verszeile aus dem «Entzückten Staub» sagt: «Tag, den keine Sehnsucht verletzt.» Rilke meinte, die Erde habe keine andere Ausflucht, als unsichtbar zu werden. Es gibt Dichter, denen sie nicht sichtbar genug werden kann. Die Dichtung fängt Ruhe und Tätigkeit der Phänomene ein. Der Dichter greift die Dinge so, daß sie sich in seinem Griff ihrer Existenz freuen. Ein Gedicht kann deshalb schlecht sein, weil die Dinge sich in den Versen nicht wohl fühlen. Beim Uebergang in Sprache erlitten sie Verwundung. Dem Dichter sind die Dinge nicht Stoff, abgesondert vom Geist. Materie ist ihm ein inspiriertes Phänomen. Der Körper ist meist weiser als die verblendete Seele. Dichtung ist Geschichte der Konstitution ihres Verfassers, auch seiner als eines körperlichen Ereignisses. Fürchten wir uns nicht vor der Klarheit, der Dunkelheit bleibt genug. Es gibt einen dünnen Mystizismus. Der wahre Mystiker schließt die Augen nicht, er öffnet sie weit; er sieht sehr genau hin, so an-

gespannt, daß sein Blick die Phänomene zum zweiten Male erschafft. Existieren bedeutet nur Vorbedingung für das eigentliche Sein, für unser vollständiges Vorhandensein. Dies stiftet die Dichtung als Sprache innerhalb der Sprache. Die Sprache versiegt nur in dem Sinne wie ein Brunnen versiegt, wenn man nicht aus ihm schöpft. Sie bleibt fruchtbar wie am ersten Tage. Sie ist, in ihrem schönsten Erzeugnis, im gelungenen Gedicht, ein Schweigen, kein leeres, sondern ein erfülltes, ein Schweigen als Tat. Das Gedicht vollzieht dieses Schweigen, wie es vorher nicht da war. Es vollbringt das Wunder, mit Worten zu schweigen. Vielleicht läßt es uns auch an einem geistigen Gespräch mit einer Weinranke teilnehmen.